

Klassizismus, Empire und Biedermeier

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen**

Band (Jahr): **145 (1967)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Oberhand. Dies geschah im «Ebenrain» jedenfalls erst nach dem Tode des Erbauerpaares. Von 1817 an gelangte das Landgut in verschiedene Hände, erst in baslerische, dann von 1849 an in die von Ausländern. Wenn nun das Aussehen des Parkes verändert wurde, so hat der Gesamteindruck keine Schwächung erfahren. Wer den Park und die in ihn hineingestellte Bau-
gruppe aufsucht, wird überrascht sein über die ruhige Schönheit, welche beiden heute noch eigen ist, in einer Zeit, die das Aussehen des nahen Dorfes Sissach und die benachbarten Talauen so sehr zu ihrem Nachteil verändert hat.

VI. Klassizismus, Empire und Biedermeier

Da der Barock in unserem bescheidenen Baselbiet nur in seltenen Fällen ausgesprochene Modeform annahm und spürbar von der großen Welt beeinflusst wurde, so läßt es sich heute schwer unterscheiden zwischen ihm und den Stilrichtungen, die ihm folgten. Arlesheim mit seinem Dom und Domplatz fällt eigentlich ganz aus dem Rahmen, da diese fürstlich zugeschnitten sind, unsere Städtchen und Dörfer sonst aber kleinbürgerlich und bäuerlich genügsam blieben. Und doch ist erstaunlich, wenn wir auch das Schlichte und Bescheidene zu achten gewillt sind, wie viel und wie Schönes im Baselbiet entstanden ist. Man kann ruhig sagen, daß ein Großteil aller Bauwerke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Dies beweist, daß die Jahre, in denen mit dem Eindringen der Revolutionsideen in unser Land politische und wirtschaftliche Unruhe herrschte, in denen die Kriegszüge Napoleons einen großen Aderlaß verlangten, und denen dann Hungerjahre, Seuchen und Minderung der Bevölkerung durch Abwanderung folgten, trotz allem Jahre waren, in denen die dem Boden treubleibenden Menschen zähe ihre Ziele verfolgten und sich ihre Heime bauten.

Nun ist es schwer, die Abfolge der verschiedenen Baustile auch im Baselbiet zu verfolgen. Was draußen in den großen Kunstzentren als Klassizismus, Empire und Biedermeier unterschieden wird, geht bei uns ineinander über und nur wenige Beispiele können beweisen, daß alle drei Epochen auch in unseren Juratälern Spuren hinterlassen haben. Das Wichtigste, was diese Bauweisen von jener der gotischen Zeit unterscheidet, das haben sie bereits mit dem Barock gemeinsam; schon bei ihm ist eine gewisse Regelmäßigkeit und Symmetrie angestrebt worden und diese wird nun bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts beibehalten. Wie schon im 18. Jahrhundert, so zeigen sich die Fenster und Türen auch weiterhin sowohl mit geraden Stürzen als auch mit Stichbogen nach oben geschlossen. Es können

Lisenen und Gesimse die Geschosse senkrecht und waagrecht unterteilen. Türen und Torbogen öffnen sich in den Wohnteilen der Bürger- und Bauernhäuser sowohl in der Mitte der Fassaden wie an die Seite verschoben. Bei den Scheunen und Ställen bleiben sich die Aufteilungen der Hauswände größtenteils wie bisher gleich. Nur sind aus den großen gotischen Scheunen, die an ihren Bogen Hohlkehlen oder abgefaste Kanten besaßen, mittlerweile barocke Toröffnungen geworden, die hin und wieder keine Rundbogen mehr sind, sondern gedrückte «Korbbogen», oder solche, die einen Schlußstein in ihrem Scheitel aufweisen.

Die runden Torbogen mit den abgefasten Kanten finden wir noch bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts. So sehr hat sich die Tradition gehalten. Es gibt Dörfer, in denen wir überhaupt nur solche finden. Wieder andere, wie das kleine *Giebenach*, erfreuen mit Korbbogentoren; es ist überhaupt eine der Ortschaften, die besonders viele stattliche Torbogen aufweisen.

Merkwürdig ist nun zu sehen, daß das Baselbiet bis in diese Zeit hinein gegenüber den Nachbargebieten auf Schweizer Boden etwas baulich Besonderes darstellt. Wir können seine schönen steinernen Torbogen nur noch mit jenen des Fricktales und des jenseits der Landesgrenze gelegenen Markgräflerlandes vergleichen. Dort sind sie vielleicht noch zahlreicher und reicher ausgebildet in vielen Dörfern zu finden. Vielfach hat man dort auch die Häuser in Reihen zusammengebaut. Sollten jenseits der Landesgrenzen während langer Zeit die gleichen Bauvorschriften gegolten haben? Der Austausch in kulturellen Gütern war ja sehr rege und der Fürst, der über das Markgräflerland gebot, der Markgraf von Baden-Durlach, hat zeitweise auch in Basel Hof gehalten. Zudem hat nach dem Dreißigjährigen Krieg, der die Bevölkerung der schönen Landschaften am rechten Rheinufer schwer dezimiert hatte, eine Einwanderung aus dem baslerischen Hoheitsgebiet stattgefunden, die sicher auch zur Verwandtschaft das Ihre beitrug.

Die barocken Formen der Fenster und Türen waren, wie wir feststellen konnten, im Baselbiet bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich. Dafür sorgten die Steinmetzen, welche nach alter Sitte und Gewohnheiten das «Gremis», d.h. die Gewände, Stürze und Simsen, bearbeiteten und in das Bruchsteinmauerwerk einsetzten. Bei uns gab es nur selten anderes, gehauene Eckquader hin und wieder, aber nicht für das übrige der Wände, da war man im Baselbiet schon von jeher viel zu sparsam.

Aber mitten in diese verspätete Bauweise hinein hat sich doch an manchen Orten die aus dem Ausland hereinkommende «moderne» Art festzusetzen gewußt. Zu allen Zeiten gab es Menschen, die für das Neue und am liebsten das Neueste «aufgeschlossen» waren. So können wir auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts erkennen, wie manche Baulustige ihre Pläne

von Architekten anfertigen ließen, die im Ausland geschult worden waren. In Frankreich lösten sich seit jeher jene künstlerischen Richtungen ab, die nach den regierenden Häuptern benannt wurden; auf «Louis XVI» folgte der Stil des «Directoire» und des Napoleonischen Kaiserreichs, das «Empire», das zur Verherrlichung des aus der Revolution hervorgehenden siegreichen Eroberers das Seine beitrug. Im benachbarten Elsaß wurden diese Bauweisen häufig angewendet; so ist es kein Wunder, wenn sie auch bei uns eindrangten. Das Birseck gehörte mit dem übrigen bischöflichen Jura bekanntlich von 1792 bis 1815 zum revolutionären und kaiserlichen Frankreich. So finden wir da und dort sogar an Bauernhäusern die aus Rosetten und Kranzgewinden bestehenden Ornamente des «Empire», welche die hängenden Tücher und Guirlanden des Louis-XVI-Stils ablösten.

Klassizismus und Biedermeier im unteren Baselbiet

Aus den Steinen der nach der Belagerung im Jahre 1815 geschleiften Festung Hüningen soll der prächtig im Wiesengelände des «Säuwinkels» gelegene *Weierhof* (Gemeinde Oberwil) erbaut worden sein. Er stellt bis heute ein Idyll zwischen Pappeln und Weiden dar und zeigt auch, wie ein Bauerngehöft der Biedermeierzeit aussah, wenn es in größerem Ausmaß aus einem Guß entstehen konnte. Die Ökonomiegebäude gruppieren sich um einen Hof, während das Wohnhaus nördlich davon im Garten steht und zwar erhöht auf einer stattlichen Terrasse, deren Mauer offenbar aus den Quadersteinen der Hüninger Bastion errichtet wurde. Ein Walmdach in guten Proportionen deckt den zweigeschossigen Wohnbau, dessen wohl-abgewogene Verteilung der Fenster mit ursprünglicher Sprossenteilung etwas vom guten Geschmack der damaligen Baumeister verspüren läßt.

Nicht unwichtig für den Bau des Weierhofes muß die Anlage der sogenannten «Napoleons-Straße» gewesen sein, die von der früheren elsässischen Grenze bei Hegenheim über das 1792 französisch gewordene Allschwil in das ebenfalls eroberte Birseck und Laufental hineinführte. Auf dieser Straße wurden wohl auch die Steine der Hüninger Festung herbeigeführt.

Großen baulichen Aufschwung brachten die «französischen Jahre» den ehemals bischöflich-baslerischen Dörfern im übrigen nicht. Sie blieben in jeder Weise äußerst bescheiden und das Dorf *Arlesheim*, das durch die Domherren eine besondere Stellung einnahm, fiel wegen der Flucht dieser Adeligen weit zurück. Was half es, daß die Pfarrkirche St. Ottilien, die noch kurz vor der Revolution eine Erneuerung erfahren hatte, eine Nachfolgerin im stattlichen Dom erhielt? Die Verwaltung der Dörfer wurde während

der französischen Herrschaft von Reinach aus vorgenommen. Arlesheim erhielt aber 1815 einen Teil seiner herrschaftlichen Stellung zurück, als der Sohn des letzten Landvogtes, Konrad Friedrich Karl von Andlau, mit den Alliierten 1813 in seinen Geburtsort zurückkehrte und von hier aus das ihm übertragene Amt eines Gouverneurs der zurückeroberten bischöflichen Lande ausübte. Zu den bisherigen Familienbesitzungen kaufte er von 1808 an vieles dazu, was die Franzosen dem Bischof und dem Domkapitel geraubt und an Leute der Gegend versteigert hatten. So kam schließlich um den «*Andlauerhof*», der vor dem Jahre 1754 auf Grundmauern des Flachs-ländischen Schloßchens in schlichtem Spätbarock errichtet worden war, ein großes Landgut zusammen, das neben der Burgruine Birseck auch die «*Eremitage*» mitinbegriff.

Diese «*Eremitage*» ist ein Zeuge jener schwärmerischen Zeit, in der die Freude an der Natur erstmals die Menschen ergriff. Die Anlage spiegelt die Zeit der «*Aufklärung*» in ihrer Zwiespältigkeit, mit ihrer Sehnsucht nach der Echtheit aller Gefühle und mit dem Pathos, wider, das die Natur doch nicht so sein lassen konnte, wie sie wirklich ist, sondern sie mit Denkmälern und Sinnbildern durchsetzen mußte.

In den 1780er Jahren hatten die Frau Landvögtin zu Birseck, Balbine von Staal, aus altem Solothurner Geschlecht, und ihr Vetter, der Domherr Heinrich von Ligerz, die Gartenanlagen geschaffen. Als die Französische Revolution ihre Wellen bis an die Grenzen des bischöflichen Staates warf, ward 1793 auch die «*Eremitage*» zerstört. Erst anfangs des 19. Jahrhunderts erstand der Park mit seinen Denkmälern wieder, nicht mehr ganz so wie er gewesen, da einzelnes wegblieb und anderes im veränderten Geschmack neu geschaffen wurde. 1814 konnte der Basler Maler Samuel Birmann bereits wieder eine Sammlung von Bildern, die den wichtigsten Teilen gewidmet waren, erscheinen lassen.

Alle Einzelheiten zu beschreiben, reicht hier der Platz nicht. Wer Verständnis für Geist und Gemüt früherer Geschlechter aufbringt, wird im Tal hinter Arlesheim sich an vielen lauschigen Plätzchen erfreuen und staunen, wie hier die Natur, die an sich schon merkwürdige Gebilde aus Felsen geschaffen hat, mit den Eingebungen gefühlvoller Menschen verbunden wurde. Kindern wird natürlich der Klausner in seiner schlichten Hütte stets am meisten Eindruck machen, weil er für jede Gabe dankend zu nicken weiß, obwohl er doch kein richtiger Mensch ist.

Daß die Burg Birseck, die ebenfalls in den Revolutionsjahren zur Ruine wurde, heute die Krönung des ganzen Gartensystems bildet, ist eine Zugabe, die man unerwartet vorfindet. Der Freiherr von Andlau hat die Schloßkapelle in romantischer Weise instandgestellt und dem zerstörten Turm, einen

lustiger Raum und eine merkwürdige Haube übergestülpt; anstelle des Wohnbaues findet sich heute ein kleiner «Rittersaal», der mit drei großen Bildern des Basler Malers Jakob Christoph Miville aus den Jahren 1807–1809 geschmückt ist, mit Darstellungen von Birseck und der Aussicht nach dem Blauen und der Landskron. Diese prächtigen Landschaftsbilder stammen aus dem von Suryschen Gut in Arlesheim, das leider in jüngerer Zeit alle seine Werte verloren hat. Es lag oberhalb der Domkirche als Nachfolgerin des Osteiner Hofes auf dem leichten Hügelrücken, der für die barocke Siedelung der Domherren ausgewählt worden war.

Daß die alte Planung des barocken Baumeisters über den Untergang des Bistums Basel hinaus weitergewirkt hat, sehen wir aus den Bauwerken, die unterhalb des heutigen Domplatzes erstanden. Sowohl das schlichte Schwabesche Haus (Domstraße 3) wie das auf der gegenüberliegenden Seite weiter unten gelegene Ehingersche Haus (Domstraße 2) treten mit ihren Fassaden so weit vom Sträßchen zurück, daß sie genau auf die Flucht der weiter oben den Platz bildenden Domherrenhäuser zu liegen kamen. Das ist sicher kein Zufall, und man kann sich vorstellen, daß der Platz einmal viel länger geplant war. Das eben genannte *Ehingersche Landhaus* ist ein typischer Bau der Biedermeierzeit. Über zwei Hauptgeschossen zeigt sich ein niedriges Geschoss, über das ein flachgeneigtes Dach gelegt wurde. Dem schlichten Portal nach muß das Gebäude aus der Zeit um 1820 stammen. Ein schöner Hof und Garten vervollständigen die «edle Einfachheit und stille Größe», die dem Ganzen eigen ist.

Das Basler Geschlecht der Ehinger, das seit 1642 im Kleinen Rat vertreten war, und mit Christoph (1755–1833) sogar zur Würde des Bürgermeisters aufstieg, hat sich nicht nur in Arlesheim mit einem Bauwerk einen Namen gemacht, sondern auch in *Münchenstein*, wo ebenfalls ein Ehingersches Landgut existiert. Doch wurde dieses nicht durch die Familie erbaut, deren Namen es bis heute trägt. Diese Anlage, die mit Haus und Park am Rande einer gegen die linke Birsniederung abfallenden Böschung geschaffen wurde, verdankt ihr Entstehen dem Handelsmanne Ludwig August Sarasin (1804–1831), der das Landgut «Neue Welt» bald nach seiner Verheiratung mit Julie Merian, der Tochter des Besitzers von Klein-Riehen (Bäumlihof), um 1830 anlegen ließ, um so seinen Wohnsitz ganz in der Nähe seiner Arbeitsstätte aufschlagen zu können. Denn in der nahen, am Albenteich gelegenen Baumwollspinnerei Sarasin & Heusler war er Teilhaber und technischer Leiter. Für die Entwürfe seiner baulichen Wünsche gewann er den 1801 geborenen Sohn des Pfarrers von Münchenstein, *Melchior Berri*, der als Architekt schon früh sein großes Können bewies und zu Ehren kam. Als Schüler von Weinbrenner, dem großen Gestalter von Karlsruhe, hat

Berri in selbständiger Weise manche Bauten in neoklassizistischer Weise entworfen und geschaffen. Es seien unter den bekannteren Werken das Museum an der Augustinergasse und das alte Stadtkasino am Steinenberg in Basel erwähnt. Arnold Böcklin nannte Berri den einzigen Künstler unter den schweizerischen Architekten seiner Zeit.

Nach dem strenger und einfacher gestalteten Wohnhaus des Margarethen-gutes in Binningen stellte das Sarasinsche Gut in Münchenstein unter den Basler Landhäusern das früheste Beispiel des neoklassischen Stiles dar.

Das schöne Landgut mochte noch nicht ganz vollendet und auch in seiner Ausstattung unfertig gewesen sein, als der Bauherr Ludwig August Sarasin-Merian 1831 in jugendlichem Alter starb. Seine Witwe behielt das Haus bis zu ihrem Tode 1862; dann ging es an die Tochter Julie Ehinger-Sarasin und deren Gatten über. Nach Frau Ehingers Tod 1887 kam es an ihren Neffen Ehinger-Heusler, dessen Kinder aus erster Ehe das Gut übernahmen. Louise Ehinger verkaufte es sodann im Dezember 1958 an den Kanton Basel-Land.

Die Bedeutung des Gutes liegt einmal im wertvollen Bau des Wohnhauses, das in der Reihe von Berris Werken einen besonderen Rang einnimmt, dann zum andern in der Verbindung des Wohnhauses zum Park und den darin gruppierten Nebenbauten. Die in ihrem Grundriß beinahe quadratisch angelegte Villa weist gegen die Hauptstraße, also auf der Westseite, eine schlichte Fassade auf, deren Mittelachse mit dem Eingang durch eine zwischen zwei Säulen vortretende Treppe und einen Balkon betont wird. Die nördliche und südliche Seite werden durch je vier Fensterachsen aufgeteilt. Architektonisch am reichsten gestaltet ist die Ostfassade. Hier tritt fast auf der ganzen Breite des Erdgeschosses eine Halle vor, die sich durch drei Rundbogen öffnet; der mittlere, zur Treppe führende ist mit dem sogenannten Palladio-Motiv ausgezeichnet. Im Geschoß über dieser Halle hat Berri die Längswand durch sieben Fenster beinahe aufgelöst. Zwischen den durch Jalousien geschlossenen Öffnungen finden wir die von Berri oft verwendeten toskanischen Pfeiler. Über dem Gesims steigt ein schwachgeneigtes Dach gegen einen aus der Mitte des Baues nur wenig herausragenden Pavillon an, dessen Endigung mit Akroterien ausgestattet ist.

Das Innere des Wohnbaues hält dem Äußeren längst nicht die Waage. Das Erdgeschoß ist von Westen nach Osten durch Gang und Vestibul zerschnitten. Die Treppe ist recht nebensächlich an die Südseite gerückt, von wo her die Mittelhalle durch die vom Podest zerschnittenen Fenster nur ungenügend Licht erhält. Das Treppengitter ist allerdings in seiner Art etwas Besonderes und wohl von Berri selber entworfen. In einem Raum

gegen die Nordostecke des Erdgeschosses hat sich ein Ofen erhalten, der zur ursprünglichen Ausstattung gehörte. Im Obergeschoß sind die Räume, ebenfalls um die in die Mitte verlegte Halle gruppiert, nicht in allem glücklich. Am meisten enttäuscht das Dachgeschoß. Wir erwarten dort, daß durch die Fenster des Pavillons eine gewisse Lichtfülle in das Haus herabströme. Nichts von alledem! Dieser Dachaufbau ist in fünf bedeutungslose Räume abgeteilt, nämlich in den kleinen Korridor an der Treppe, links und rechts davon in zwei enge Gelasse und gegen Nordosten und Nordwesten in zwei Mägdekammern, deren Fenster so hoch liegen, daß niemand von da aus ohne Leiter die Aussicht nach dem Park und der umliegenden Landschaft genießen könnte... Man kann sich schwer vorstellen, daß diese Konzeption dem Kopf eines genialen Architekten entsprungen ist!

Daß der Bau aber trotzdem wegen seines Äußeren zu den Baudenkmalern unseres Baseltbietes gehört, darüber besteht kein Zweifel. Darum wird er auch bei der Errichtung des Gymnasiums, das in den Park gestellt werden soll, bestehen bleiben und ein gewisses Zentrum bilden. Damit wird dieses vorzügliche Beispiel der frühen Neu-Renaissance, eines der reinsten in der Schweiz, wie Adolf Reinle in seiner «Kunstgeschichte der Schweiz» die Schöpfung Berris bezeichnet, auch späteren Generationen Freude bereiten können.

Wir haben oben schon kurz das Landgut zu *St. Margarethen* bei Binningen erwähnt, in welchem Melchior Berri ein neues Wohnhaus errichtete. Es war dies ein schlichter, ruhiger Bau in echt biedermeierlicher Gesinnung, der nach 1822 entstand. Die Pläne dafür sind noch im Basler Staatsarchiv erhalten, tragen zwar den Namen des Architekten nicht, aber es scheint kaum zweifelhaft, daß Berri ihr Schöpfer war. Im genannten Jahr war das Landgut am Kirchhügel von *St. Margarethen* durch Christoph Ehinger – dessen Familie mit mehreren Baseltbieter Besitzungen verbunden ist – an den Dreierherrschaften Karl Burckhardt-Thurneysen verkauft worden. Diesem waren die bisher neben der Kirche bestehenden Wohnbauten zu klein und er ließ etwas weiter unten in einem neu angelegten Park ein stattliches Wohnhaus errichten, das noch heute das Monogramm BT aufweist und so an den Bauherren von einst erinnert.

Einige Bauten der Biedermeierzeit in Liestal

Das Städtchen im Ergolzthal hatte schon in den früheren Epochen der Baugeschichte mehrfach bewiesen, daß es am Leben und Schaffen von Baumeistern und Künstlern mit teilhatte und Bauwerke zu erstellen wußte,

die dem Gemeinwesen wie den einzelnen Bürgern wohl anstanden. Aber auch die Obrigkeit, die von Basel aus das Staatswesen lenkte, war an der Einführung einer neuen Bauweise in Liestal beteiligt. Und zwar in den 1770er Jahren, in einer Epoche, da eben das sogenannte Rokoko mit seinen schwingenden Formen vom strengen Klassizismus abgelöst wurde. Dieser Wandel ist am jetzigen «alten Regierungsgebäude» am untern Ende des Städtchens Liestal deutlich zu beobachten.

Hier hatte von alters her ein Adelsitz bestanden, der als festes Schloß mit Mauer und Graben vom übrigen Städtchen abgetrennt war. Da verschiedene Rechte, so auch das Asylrecht, am Edelsitz hafteten, hieß er der «Freihof». Als solcher verkauften ihn die letzten Privatbesitzer, die Erben des Pfarrherrn Christoph Hagenbach von Pratteln, an das Deputatenamt der Stadt Basel. Während langen Jahrzehnten diente der «Freihof» der Stadtschreiberei, welche das Städtchen Liestal und einige wenige zugehörige Orte verwaltete. Doch das aus dem Mittelalter stammende Gebäude war sehr baufällig, so daß es große Unterhaltssummen verschlang. Auf lange Berichte über den schlechten Zustand hin beschloß der Basler Rat 1770 endlich den Abbruch des alten Freihofs und genehmigte den von Architekt Samuel Werenfels (1720–1800) angefertigten Riß zu einem Neubau. Doch verzögerte sich die Ausführung der Arbeiten noch bis 1775; am 6. März dieses Jahres wurde die Stadtschreiberei abgebrochen und zwar mit Hilfe der Liestaler Knaben und Töchter, welche das Baumaterial wegtragen mußten. Das neue Stadtschreiberei-Gebäude war jedoch erst im Juni 1779 vollendet. Die Fassaden zeigten sich mit schlichten Fenstern mit Stichbogenstürzen, die noch auf den Barock hinweisen; der Schmuck beschränkte sich auf das wundervolle Oberlichtgitter im Portal der gegen die Rathausstraße gerichteten Südfront.

Als sich die baslerischen Landgemeinden im Jahre 1833 zu einem selbständigen Kanton zusammenschlossen, hatte der ehemalige Freihof die Ehre, die Regierung des neuen Staatswesens aufzunehmen. Doch schon bald waren die Räumlichkeiten zu klein; im Jahre 1850 wurde das Gebäude um das Doppelte gegen Westen verlängert. Dabei übernahm man die schlichten Formen der Fassaden und das schwach geneigte Walmdach, das deutlich an die Biedermeierzeit erinnert. Man gestaltete die beiden Längsfassaden streng symmetrisch, sparte aber im Portal des westlichen Anbaues das Oberlichtgitter, wie es im älteren Zugang noch vorhanden ist, und in dessen Nachbarschaft auch die Barocktreppe, die im alten Bauteil, wie in baslerischen Landsitzen üblich, von einer Halle in die oberen Geschosse führt.

In der Innenstadt mit ihren wenigen Gassen war für Neubauten, wie sie die klassizistische Bauweise in der «Biedermeierzeit» liebte, wenig Raum.

Daher errichteten sich die begüterten Liestaler Bürger an den beiden wichtigen Straßen, die vom Untertor und vom Obertor ins freie Land führten, einige stattliche Häuser im Stil der neuen Mode. Zwischen den wenigen barocken Häusern, die sich vor den Befestigungen fanden, war noch genug Raum geblieben, schon nahe bei den Toren mit solchen neuen Bauten zu beginnen.

So reihten sich anschließend ans Untertor, das in der Nähe des «Freihofes» hoch über dem tiefeingeschnittenen Orisbach stand, Häuser an, die der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehörten. Die beiden ersten, welche zu den markanten und besten Bauten der Liestaler Biedermeierzeit zählten, stehen leider seit einer kurzen Spanne Zeit nicht mehr. Wir wollen sie uns aber noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen. Das obere von beiden grenzte an den Einschnitt des Orisbaches und an die Brücke, welche zum Untertor anstieg und lag als schlichter Bau in einem schönen Garten, der deutlich den Charakter alter Bürgergärten vor der Stadt aufwies (Rheinstraße 6). Die Fassade des Hauses gegen die Straße besaß einen Mittelrisalit und einen kleinen Dachgiebel darüber. Ein starkes Gesims, das auch an den Schmalseiten des Hauses durchgezogen war, betonte das Breitgelagerte der beiden Geschosse.

Leider mußte dieses charakteristische Biedermeierhaus einem Bankneubau weichen, der einen älteren, in nächster Nachbarschaft stehenden ersetzte und auch das Nachbarhaus verschlang. Der alte Bankbau war in seiner Art auch ein Kind der Mitte des 19. Jahrhunderts. Er sah aus, als entstammte er Entwürfen des Basler Architekten und Bürgermeisters Johann Jakob Stehlin des Ältern (1803–1879). Ein hohes Erdgeschoß mit fünf Rundbogenfestern in der Hauptachse zeichnete den Bau aus, der mit Gurtgesimsen und Eckrustikaquadern gegliedert war. Wie beim benachbarten Arzthaus war auch dieser Bankbau mit einem schwachgeneigten Dach versehen. Was aber dem Bankhaus im Äußern ein stattliches Aussehen gab, das erwies sich im Innern als recht unpraktisch: die Erdgeschoßräume besaßen nämlich eine ansehnliche Höhe, die in der heutigen Zeit als überdimensioniert erscheint. Deshalb wohl auch mußte der repräsentative Bau einem modernen, einträglicheren, weniger auf Schönheit sehenden Block weichen.

Die Stelle außerhalb des Untertores, wo einerseits die Rebasse nach dem kleinen Gewerbequartier an der Ergolz und andererseits die Straße ins Oristal von der gegen den Rhein hinabführenden Straße abzweigte, war schon seit der Zeit, da außerhalb der Ringmauern gebaut wurde, für Liestal von besonderer Bedeutung. Heute ist hier der unglaublich angewachsene Verkehr kaum mehr zu bewältigen und in die richtigen Bahnen zu lenken.

Früher trafen sich hier gemütlich Pferdefuhrwerke. Und es war noch ein Vergnügen für einen reichen Liestaler, hier in der Nähe sein Wohnhaus zu bauen. Wir finden daher an der ansteigenden Bahnhofstraße die «Villa Flora», die eines der besten Beispiele spätklassizistischer Bauweise in Basel-land darstellt. Dahinter dehnt sich ganz unerwartet ein stattlicher Park, der das Zeug dazu gehabt hätte, Stadtgarten von Liestal zu werden.

Etwas weiter oben steht ein ehemaliges Schulhaus, das heute als Gerichtsgebäude und Kantonsbibliothek dient und das mit seinen schlichten Fassaden beweist, wie ausgewogen die Baumeister der ausklingenden Biedermeierzeit zu gestalten verstanden. Das Quartier wurde beim Bau der Centralbahnlinie 1854/55 vollständig verändert; denn hier und nicht unterhalb des Städtchens, wie es vernünftig gewesen wäre, wurde die Bahnlinie durchgeführt.

Gehen wir nun noch etwas weiter die Rheinstraße abwärts, so treffen wir bald das alte Gasthaus «Zum Falken» an, das unterhalb der Stadt die gleiche Bedeutung und Aufgabe hatte wie der «Engel» vor dem Obertor. Noch immer ist etwas Herrschaftliches an der Fassade des «Falken» haften geblieben. Alte Photographien zeigen, daß die Schauseite an der Straße mit ihrem Mittelrisalit, dem bekrönenden Giebel oben und dem Balkon über dem Erdgeschoß noch viel stärker ausgeprägt war, weil die Treppe dreiseitig in die Straße hinauslief. Der Gasthof besaß nach hinten größere Nebenbauten und einen ausgedehnten Garten, der in den Prospekten der 1880er Jahren besonders erwähnt ist. Leider wurde das Anwesen durch ein unerfreuliches Schicksal nach dem Ersten Weltkrieg arg zerstückelt; von der Stattlichkeit ist nichts mehr übriggeblieben, im Gegenteil, dieses einst so prächtige Quartier vor Liestals Toren wurde nach der Gant ohne jede Planung überbaut.

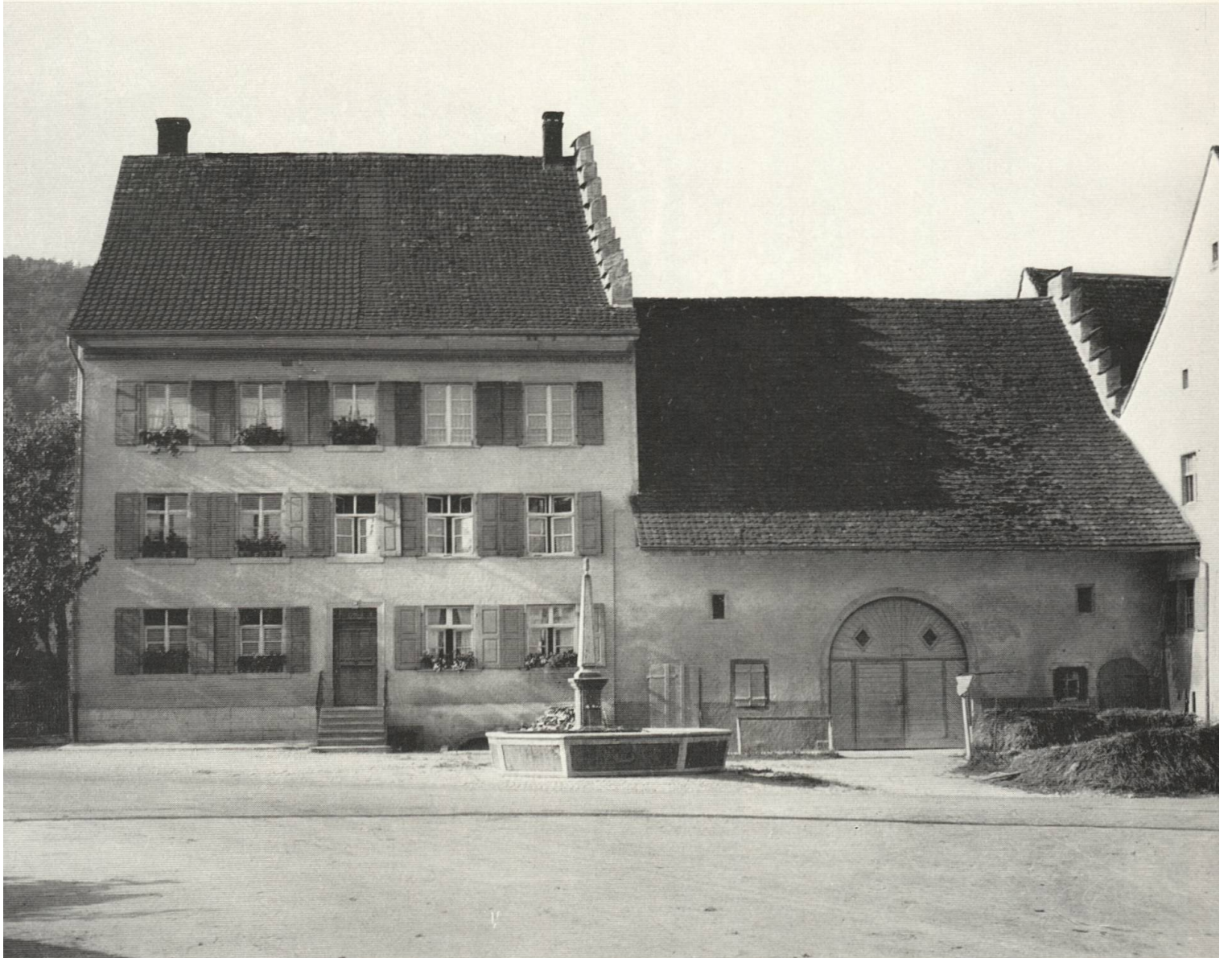
Die Rheinstraße war schon in der Spätbarockzeit durch das Berrische Landhaus ausgezeichnet. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen in dessen Nähe einige Villen hinzu, die mit großen Gärten ausgestattet waren. Weiter unten, beim Kreuzboden, erstand, als zweites Beispiel neben der «Villa Flora», ein stattliches Haus, das seine Hauptfassade der Rheinstraße zukehrt, dessen Eingang aber am Seitenweg zum «Kreuzboden» gelegen ist (daher Kreuzbodenweg 11). Der Architekt hat das Haus auf die Kante einer leichten Böschung gegen die Talstraße gestellt und so eine ausgezeichnete Wirkung erreicht. Der dreigeschossige Bau erhebt sich auf hohem Sockelgeschoß. Auf dem First des der Zeitmode entsprechenden flachgeneigten Walmdaches stehen, gleichsam zur Krönung, die beiden Kamine. Die Mittelachse der fünf Fenster breiten Hauptfassade wird nur durch einen eisernen Balkon angedeutet. Ein Gurtgesims trennt das Erdgeschoß von

den oberen Geschossen ab. Gegen den Kreuzbodenweg, wo der jetzige Eingang zu finden ist, öffnet sich eine ebenerdige Laube, die das Freundsliche der Biedermeierzeit noch immer betont. Das Ganze ist von einem vorzüglich instandgehaltenen Garten umgeben, so daß man diesem Anwesen gerne alle Aufmerksamkeit schenkt, auch wenn an der südlichen Schmalseite ein nicht ganz passender Anbau zugefügt ist.

Der junge Kanton Basel-Landschaft hat in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens manche öffentliche Bauten erstehen lassen, einige davon an der Liestaler Rheinstraße. Das imposanteste Gebäude ist wohl das Kantons-spital, dessen Teile ein großes Geviert umschließen. Allerdings ist davon nur der mächtige Nordostflügel, der sich mit seiner langen Fassade gegen die Landstraße wendet, der Mitte der 19. Jahrhunderts zuzuschreiben; die nach hinten laufenden Seitenflügel wurden in späteren Etappen angefügt und zuletzt wurde der Hof von Südwesten her geschlossen. Die Hauptfassade ist streng und schlicht gegliedert und einzig die Mitte durch den flachen Giebel über dem Gesims betont.

Auch die Vorstadt, die im Anschluß an den oberen Torausgang von Liestal entstand, wuchs im fortschreitenden 19. Jahrhundert kräftig. Hier hatten schon in der Spätbarockzeit einige Gasthäuser die erste Wegstrecke umsäumt, die Gastwirtschaft «Zum Neuhaus», gegenüber der «Engel», die «alte Brauerei», die Carl Spitteler in seinen ersten Lebenserinnerungen so feinsinnig zu beschreiben wußte. Erst weiter draußen setzten dann die Bauten des 19. Jahrhunderts ein, so entstand 1845 das schlichte Haus, in dem die Wirtschaft «Zur Quelle» zu finden ist. Es zeigt eine schöne Tür mit dem genannten Datum und einer kleinen Freitreppe (Kasernenstraße 21). Wenige Schritte weiter draußen erhebt sich an der gleichen Straßenseite ein einfaches Bauernhaus in einer Anordnung, die dem Wohnteil die Mitte überläßt und neben diesem formschönen Gebäude unter einem Krüppelwalm-dach zwei Stallbauten anfügt in einer wohlproportionierten Weise, daß unser ästhetisches Gefühl befriedigt wird. Es zeigt sich hier wieder einmal, wie wenig es braucht, um eine harmonische Ganzheit zustande zu bringen. In einem Winkel des schön gepflasterten Vorplatzes findet sich ein geschickt eingefügter Brunnen, dessen Stock das Datum 1879 trägt; man kann sich aber vorstellen, daß der nach vorn abgerundete Trog älter ist, wie auch das Haus (Kasernenstraße 25) selbst.

Bis vor kurzer Zeit folgten sich zwei Wohnhäuser, die ihre Entstehung in der Romantikerzeit nicht verleugneten. Das erste (Nr. 29) besaß eine zweigeschossige Fassade mit flachem Giebel zur Straße und einem kleinen Balkon über dem Quergesims. Es wurde abgebrochen; leider ist nicht einmal eine Photographie davon angefertigt worden. Das nächste Haus (Nr. 31)



11 Bauernhaus und Brunnen in Ormalingen



12 Pfarrhaus in Bretzwil

steht glücklicherweise noch. «Zur Blumenau» genannt, weist es im Erdgeschoß rundbogige Fenster auf. Zwischen dem Obergeschoß und dem Dachvorsprung zeigt sich ein niederes Zwischengeschoß, eine Lieblingsidee des zweiten Viertels des 19. Jahrhunderts.

Weiter draußen, außerhalb des ehemaligen Exerzierplatzes «Gitterli», kommen wir zum letzten Haus, das eine besondere Erwähnung verdient. Es ist das ehemalige «Casino», ein ausgesprochen klassizistischer Bau mit drei Geschossen und fünf Fensterachsen in der Straßenfassade. Auch hier finden wir wieder einen niedrigen Dreiecksgiebel über dem Dachgesims und ein zugehöriges flachgeneigtes Walmdach. Das Portal ist durch seitliche Halbrundsäulen betont. Der bemerkenswerte Türflügel zeigt deutlich die Merkmale der Jahrhundertmitte.

VII. Die Entwicklung der Ortschaften im 19. Jahrhundert

Wir haben am Beispiel von Liestal gesehen, wie sich die alte, hier noch von Ringmauern umgebene Siedelung anfangs des 19. Jahrhunderts außerhalb der Tore ziemlich stark ausdehnte. Die Bodenfläche innerhalb der mittelalterlichen Ortschaft war beschränkt, und die Vermehrung der Bevölkerung durch die langsam einsetzende Entwicklung von Gewerbe und Industrie verlangte gebieterisch die Aufhebung aller Schranken, wie sie in Städten durch die Befestigung und in den Dörfern durch den von der Obrigkeit verlangten «Etter-Zwang» vorhanden waren.

Bisher hatten nur wenige *Höfe* außerhalb der Ortschaften bestanden. Es waren meistens solche gewesen, die im Besitze städtischer Familien als Sennhöfe durch Pächter betrieben wurden, also im oberen Baselbiet gelegen waren. Auf der Landkarte, welche im Jahre 1829 «zum Gebrauche für Schulen und Reisende» herauskam, sind wohl die älteren Außensiedelungen am besten zu erkennen. Da sind außer den alten Weilern und Gewerbesiedelungen im unteren Kantonsteil nur wenige Gehöfte, so südlich von Reinach der «Schlatthof», oberhalb von Pfeffingen «Neu-Pfeffingen», das Schloßgut, über Münchenstein die Höfe Asp, Gruth und Ober-Gruth, unterhalb die Gewerbesiedelungen Neue Welt und Brüglingen eingetragen. Auf dem Boden der Gemeinde Muttenz sehen wir auf dem «Birsfeld» neben dem Hofgut einige wenige Bauten eingezeichnet; am Rheinufer liegt der aus einem Klösterlein entstandene Hof «Roth Haus». Die Außensiedelungen um Pratteln beschränken sich auf den «Hochrein» am Hochgestade vorn, und im bergigen Gelände hinter dem Dorf der «Meyenfels», der Hof